

Wien, d. 22. 9. 95.

Lieber Herr Kantor,

Nun sind Sie, um Ihren Aufenthalt,
 so in Richtung Abend in Wien anzufragen und
 Donnerstag bräut mein Reise nach Konstantinopel
 fortzusetzen. Die kurze Zeit, über die ich ^{ich} anfragen
 habe, ist mit Selbstausgelegenen so noch belegt,
 so dass mir beim besten Willen nicht möglich ist,
 Sie anzufragen. Sollten Sie aber zufälliger Weise
 gegen 12 Uhr in die Nähe des Hotel Imperial





kommen, so wäre es sehr freundlich von Ihnen,
wenn Sie uns das Stück eines Tuchs, die ich bei
meinem Aufzuge am Mittwoch Abend beim Festen
verloren wurde, wieder beschaffen könnten. Ich würde
denn mein bestes Tuche, um mich dort vorzüglich
auszufinden und Ihnen die Hand zu drücken, für
eine längere Aufwendung, wie sie mir angemessen
wäre, würde ich jedes besonders Zeit finden.
Treff ich Sie in Wien nicht, so können Sie allenthalben
auf dem Lande persönlich und mir.

Mit freundlichen Grüßen

Es erpöhtlich erbeten

Alte Kinden

3. April 1891

Türkische Geschichten.

Zur selben Zeit, als sich Europa für die Freiheitskämpfe der Griechen begeisterte, schwärmte es nicht weniger für die Poese ihrer Gegner, der Muselmanen, und mancher deutsche Dichter, der griechische Lieder sang, besang auch die Rosen von Schiras oder lauschte andächtig dem Gesang der Bülbül am Bosphorus. Das war im Zeitalter der Romantik, wo man auf Ruinen träumte und in den Idealen der Vergangenheit schwermüthig schwelgte. Inzwischen hat man sowol die Griechen als die Türken näher kennen gelernt, die romantischen Farben sind verblichen, nüchtern sieht man den Orient an, und in unserer sehnsüchtig nach neuen Idealen aussehenden Zeit hat selbst die Pietät, mit der man die uralten Heimstätten aller Cultur betrachtete, viel an Intensität des Gefühls verloren. Uns ist der Orient nur mehr das in der Cultur zurückgebliebene Land, das ihr Europa allmählig, aber auch so friedlich als möglich wiedergewinnen will; uns ist der Orient ein stagnirender Sumpf, in dem einzelne prachtvolle Blüten gedeihen.

Einige von diesen Blüten hat nun ein deutscher Dichter gepflückt, der von amtswegen seit mehreren Jahren in Konstantinopel lebt und sich dort mit Land und Leuten vertraut machte. Es ist dies Rudolph Lindau, der meist gereiste unter den deutschen Dichtern der Gegenwart, von dem wir Geschichten und Sittenbilder aus allen Ländern der Erde, aus China, Japan, Californien, England, Schottland, Frankreich haben, und der nun einen stattlichen Band von zwölf „Türkischen Geschichten“ herausgab. *)

Die Türken sind, wie alle Orientalen, große Liebhaber der Erzählungskunst. Der Märchenerzähler im Kaffeehause ist eine stehende Figur im Orient. Der Türke liest nicht, aber er hört gern zu, und darum pflanzen sich seine Erzählungen nur in mündlicher Ueberlieferung fort und werden sehr selten aufgeschrieben. So primitiv diese literarischen Zustände nun sind, so blieb die Kunst des Erzählens im Orient doch nicht bei den alten Formen des Märchens oder des kleinen munteren Schwankes, der Anekdote oder der Parabel

stehen, sondern es sind auch Novellen und kleine Romane entstanden, deren Helden und Gestalten schon sehr bemerklich individualisirt sind und nicht mehr bloß Typen der verschiedenen Berufsclassen vorstellen. Solche Novellen, die also sichtlich ein neueres Gepräge tragen, ließ sich Rudolph Lindau von seinem türkischen Lehrer vorerzählen und zeichnete sie in deutscher Sprache auf; nach seiner Versicherung so treu als möglich. Gewiß nahm er nur auf die Form hie und da Einfluß, am Inhalte änderte er nichts, schon darum nicht, weil ihm die türkische Erzählungskunst fast besser zu gefallen scheint, als die abendländische. An dieser tadelt nämlich Lindau die „heute beliebten psycho-

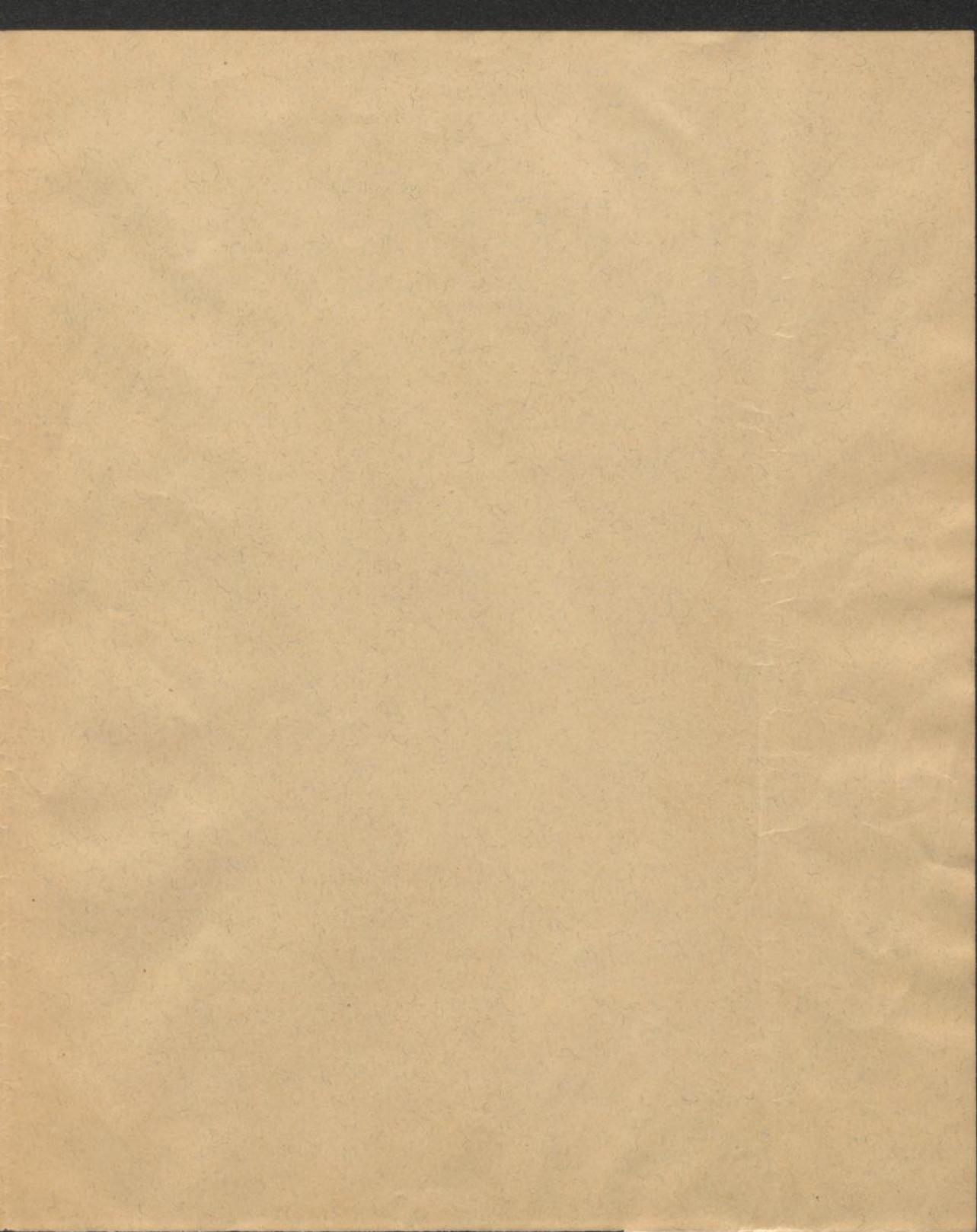


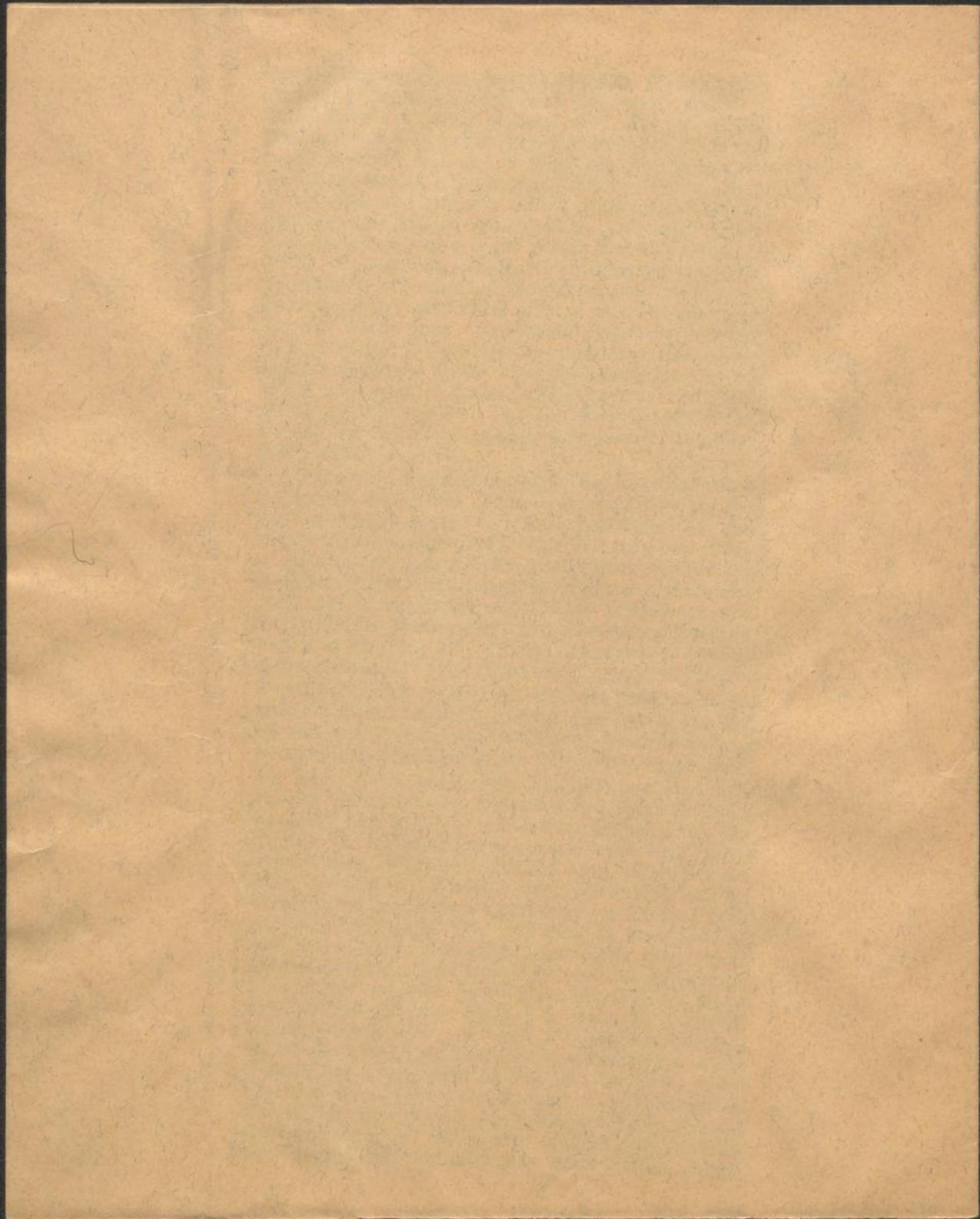
logischen Klügeleien", indeß er die türkische Art lobt: „die nur durch schlichte Wiedergabe dessen, was „geschieht“, Unterhaltung und Freude gewähren will“. Die türkische Erzählung verlegt noch immer ihren Schwerpunkt mehr in das äußere Abenteuer, als in die Gestaltung des individuellen Charakters. Das ist ein geringerer Grad von Kunst. Aber es kann auch nicht geleugnet werden, daß die abendländische Kunst in ihrer Lust an „psychologischen Klügeleien“ in der That sehr oft zu weit geht und dadurch langweilig wird. . . .
Indeß, wie dem auch sei: Rudolph Lindau hat mit seiner Aufzeichnung der türkischen Geschichten einen in mehr als Einer Beziehung guten Griff gethan. Vielleicht werden es ihm die Türken selbst einmal danken, indem sie seine Geschichten wieder in ihre Sprache zurückübertragen. Dem deutschen Publicum lieferte Rudolph Lindau nicht blos ein schönes unterhaltendes Buch, sondern auch ein werthvolles Mittel, es mit der Seele und dem Gemüth des Orients, der uns wol noch einige Jahre beschäftigen wird, in intimer Weise bekannt zu machen.

Denn diese türkischen Geschichten sind im vollsten Sinne des Wortes Volkspoesie. Man kennt die Dichter der einzelnen Geschichten nicht; der Name des Autors ist dem unliterarischen Publicum des Orients auch gewiß vollkommen gleichgiltig, und ohne Zweifel erzählt jeder Erzähler jede Geschichte anders, mit persönlich erfundenen Varianten, jedoch ohne sie im Großen und Ganzen erheblich zu verändern. Darum gewähren uns diese Geschichten ungetrübten Einblick in die Seele des türkischen Volkes, tiefer als ihn Reisebeschreibungen oder Sittenbilder gewähren könnten.

Von diesem Gesichtspunkte, als nationale Schöpfungen des türkischen Volkes betrachtet, erscheinen sie uns werthvoller, als vom rein künstlerischen Standpunkte; einen Einfluß auf die europäische Novellistik werden sie schwerlich gewinnen.

Der türkische Erzähler von heute steht auch nicht mehr auf dem Standpunkte der Märchen von Tausend und Einer Nacht. Er weiß nichts von Wundern, Geistern und Gespenstern, er erzählt nichts von einer ober- oder unterirdischen Welt, nichts vom Paradies und nichts von der Hölle. Er liebt die Abenteuer, den bunten Wechsel der Ereignisse, die merkwürdige Verwicklung der Dinge, aber es geht doch Alles logisch und menschlich in seiner Welt zu, und jeder Mensch ist auch bei den Türken selber seines Glückes Schmied. Vor Allem ist der türkische Erzähler ein Moralist, der mit fester Zuversicht an den Sieg des Guten und Fall des Schlechten glaubt. Er preist die Tapferkeit, den Wagemuth, aber mehr noch die passiven Tugenden der Bescheidenheit, der Ausdauer, der Ergebenheit in das Schicksal, der Unverzagttheit im Unglücke, der Treue in der Liebe und Freundschaft, der Artigkeit und Milthätigkeit. Den Bösen läßt er, wo nicht geradezu bestrafen, so doch gewiß beschämen, den Guten aber belohnen. Er freut sich der Klugheit des Armentiers und bedauert seine Varias-





stellung. Mit Vorliebe aber erhöht der türkische Erzähler die Niedrigen und stürzt die Großen. Seine Helden sind nur selten kriegerischer und zumeist bürgerlicher Art, um europäisch zu sprechen. Die Höflinge haßt der Erzähler, er ist sichtlich gegen alle Menschen in der Umgebung des Herrschers voreingenommen, nur spöttlich spricht er von ihnen. Er läßt einen Prinzen von königlichem Geblüt ohne Bewußtsein seiner fürstlichen Abstammung aufwachsen, damit er kein Krieger werde und Unruhe stifte. („Der Klageschrei.“) Das adelige Blut äußert sich nur im edlen Stolz und im Unabhängigkeitstrieb, der lieber entsagt als gehorcht. Der türkische Erzähler will seine Zuhörer nicht bloß unterhalten, sondern auch erheben und trösten, und er weiß, was er preisen und was er geringschätzen darf, wenn er gefallen soll. Er lehrt eine stoische Lebensanschauung: „Nur wer nichts besitzt, hat keinen Verlust zu fürchten, und wer nichts begehrt, ist vor Enttäuschung sicher.“ Davum ist das weibliche Ideal der

türkischen Erzählung jene Sultankochter, die ein armseliger Wasserträger in reiner frommer Liebe vom Tode errettet — sie lag scheinodt im Sarge — der mit ihr im Verborgenen jahrelang ein stilles Eheglück genießt und die nur in äußerster Noth sich ihrer großherrlichen Abstammung erinnert und zum Sultanvater zurückkehrt. („Der Gebildsch.“) Und für die Lebensanschauung des Türken ist es ferner bezeichnend, daß fast jede Geschichte damit schließt, daß sie sagt, der Held habe sich nach dem Tode seines ihm persönlich wohlgeuogenen Sultans vom Hofe in die Einsamkeit fern von Stambul zurückgezogen und dort im stillen Kreise seiner Familie seine Tage glücklich beschloffen. Aus allen türkischen Erzählungen spricht ein Mensch zu uns, der unter dem Drucke eines seit Jahrhunderten geübten Despotismus sich angewöhnt hat, das menschliche Glück demüthig als sehr gebrechlich zu betrachten, und die selbstherrlichen, schöpferischen Instincte dabei verloren hat. Weder seine Religion noch seine armselige Wissenschaft bieten ihm die Möglichkeit, aus dem engen Kreise seiner demüthigen Moral herauszutreten und ein anderes Ideal von Mensch und staatlicher Ordnung zu gewinnen. Und dieser weiche, demüthige Mensch ist der Grundtypus des türkischen Volkes.

Der Türke kennt keinen Unterschied der Stände, keinen Erbadel mit all seinen Vorurtheilen und Vorrechten, alle Gläubigen stehen einander gleich, und nur ein einziger Mann ist ausgenommen, das ist der Sultan. Dieser Mann ist mit einer so ungeheuren Machtfülle ausgestattet — Kaiser und Paps in Einer Person, er kann nicht bloß materielle Fesseln lösen, sondern auch die Gewissen entbinden — daß man sehr wohl begreift, warum er die Volkspantase in solchem Maße fesselt, daß er in jeder türkischen Erzählung mehr oder weniger wichtig zu agiren hat. Der Sultan ist die höchste Instanz für das türkische Gewissen; wenn es noththut, ist er der Deus ex machina in der türkischen Erzählung; bei ihm liegt die letzte Entscheidung, er hat das

legte Wort. Von ihm hängt Glück und Unglück ab, darum kreist die türkische Volkspoesie immerfort um ihn herum. Von einem Sultan, „der das Andenken eines milden und klugen Herrschers hinterlassen hat“ — mit irgend einem be-

stimmten historischen Namen wird er nicht genannt, denn er ist niemals wirklich gewesen, sondern er ist das Geschöpf der idealen Sehnsucht des türkischen Volkes — heißt es in der Erzählung: „Der kluge Toros Aga“, und man hört, wie verstohlene Seufzer des Volkes aus der Schilderung des Ideals herauströmen, wie folgt:

„Der Sultan war ein leutseliger Herr, und seine despotische Ungerechtigkeit war keine drückende, denn sie äußerte sich nur darin, daß er diejenigen, die seinem Herzen nahestanden oder seine Gunst zu gewinnen wußten, verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen überhäufte und jeden Dienst, der ihm erwiesen wurde und von dem er Kenntniß erhielt, wahrhaft königlich belohnte. In seinen Feinden im Lande ging er mit erhabener Nichtachtung vorüber, und auch Undank schien ihn kaum zu berühren, geschweige denn zu kränken. Er fühlte sich sehr groß, sehr verantwortlich; aber seine Ansprüche an die ihm untergebene Menschheit waren gering: sie brauchte nicht edelmüthig zu sein, das war nicht ihre Aufgabe; sie sollte nur gehorchen — das war ihre Pflicht. Auch Ungehorsam strafte er ohne Zorn. Er war ein majestätischer Herr; schwer erregt und leicht veröhnt, weil er es für ausgeschlossen hielt, daß man die Absicht hegen konnte, ihn zu kränken, und weil er die meisten Fehler, die er begehen sah, der natürlichen menschlichen Niedrigkeit zuschrieb und schnell vergaß. Für Wohlthaten war sein Gedächtniß erstaunlich.“

Der Sultan ist der „Uebermensch“ der türkischen Poesie; nur selten und dann auch zaghaft und vorsichtig übt sie Kritik an ihm. Sie stellt ihn zuweilen hitzig, übereilt im Urtheil, eifersüchtig auf seine Autorität, empfindlich gegen Scherze dar. Sein Hofnarr z. B. fällt in Ungnade, weil er sich unterstanden hat, einmal ihn, den Sultan selbst, nachzuahmen, indes er bis dahin den hohen Herrn mit spöttischen Nachahmungen seiner Großen unterhalten durfte. Aber dann macht's der Erzähler gleich wieder gut, der Sultan wird bald in gnädigerer Laune vorgestellt und verzeiht dem Narren. Und so überall. Die türkische Erzählung hält auch noch am alten Harun-al-Raschid-Ideal fest. Ihre Sultane lieben es, in unansehnlicher Kleidung durch die Straßen von Stambul zu wandern, um aus eigener Anschauung die Sitten und Zustände des Volkes zu erkennen. Kein Mensch darf bei schwerer Strafe dieses Incognito des Padischah stören. Die schöne Geschichte: „Die weiße Hand“ beruht ganz auf diesem Harun-al-Raschid-Motiv.

Achmed Bey, der Sohn eines mächtigen Großveziers, hat sich mit der schönen Emineh Hanum, der Tochter eines armen Zimmermannes, verlobt; aber er bereut die Verlobung. Seine jungen, streberhaften Freunde auf der Pforte

lachen ihn aus; man heiratet heutzutage nur eine Braut mit Geld und einflussreichen Verwandten. Das Bündniß wird also rückgängig gemacht. Aber Eminch ist in ihrer Ehre empfindlich gekränkt, und ihr ehrfamer Vater thut im ersten Zorn ein feierliches Gelübde, seine Tochter dem erstbesten Manne zu geben, dem er am nächsten Tage begegnen werde. Der Zufall fügt es, daß dieser erstbeste Mann der Sultan selber ist, der dem Zimmermann beim Eintritt in die Moschee unerkannt entgegentritt. Mit Rücksicht auf das fromme Gelübde muß ihm der Sultan den Willen thun und die Tochter ehelichen. Es geschieht in aller Heimlichkeit. Der Sultan erscheint fortan bei der schönen Eminch immer nur verhüllt, sie kann nur seine schönen weißen Hände sehen. Inzwischen hat sich's Achmed Bey wieder überlegt; seine zweite reiche Braut war gar zu häßlich, er will Eminch wieder haben. Diese weigert sich, Achmed Bey strengt sogar einen Proceß an, den nur der Sultan schlichten kann, da es sich um den Sohn des großmächtigen Großveziers handelt. Und nun folgt eine schöne Gerichtsscene. Der gesammte Hofstaat des Sultans ist versammelt, dieser selbst aber hält sich hinter einem Baldachin verborgen. Der Schwächling Achmed Bey wird verhört und macht sich lächerlich durch seine eigenen Aussagen. Dann wird Eminch Hanum vorgerufen. Sie erzählt ihre Geschichte. Sie kennt ihren Gatten nicht von Angesicht: „An seinen Händen aber würde ich ihn mit Sicherheit erkennen, denn sie sind so zart, so fein, so weich, wie keines anderen Menschen Hände.“ Darauf fordert sie auf einen Wink des Sultans unterm Baldachin der Palastmarschall auf, die Hände eines jeden

Anwesenden zu prüfen: „Da nach Allem, was Ihr aussagt, Euer Herr Gemal zweifelsöhne ein vornehmer Mann ist, so dürfte er sich möglicherweise unter den hier Anwesenden finden.“ Eminch Hanum wandert nun mit tief niedergeschlagenen Augen im ganzen Halbkreis herum: „An allen großen und groben Händen ging sie ohneweiters vorüber; wenn ihr eine besonders feine kleine Hand entgegengehalten wurde, so ergriff sie diese mit sanftem Druck, aber ließ sie immer schnell wieder fallen, gleichsam als sei ihr die Berührung unangenehm gewesen.“ Und schließlich sagt sie ruhig: „Mein Herr Gemal befindet sich nicht in diesem Kreise.“ Noch blieb der Palastmarschall übrig: „Eminch warf einen kurzen Blick auf die Hand desselben, die den Heroldstab in festem Griff umfaßt hielt. Es war eine mächtige Männerhand, nicht die geliebte Hand, die sie suchte. Sie lächelte unwillkürlich bei dem Vergleich, den sie im Geiste anstellte,“ und wiederholte ihre Aussage. Da streckt endlich der Sultan aus der Dämmerung des Baldachins seine Hand hervor: „eine schneeweiße, schmale, zarte Hand. Eminch blieb eine Secunde bestürzt stehen; zögernd ergriff sie die Hand, aber sobald sie dieselbe berührt hatte, sank sie auf die Knie und drückte einen leisen Kuß darauf. Dann vernahm man im Hofe, in dem Todtenstille herrschte, ihre bebende Stimme: „Dies ist wahrhaftig die Hand meines

Herrn und Gebieters.“ ... Natürlich erkennt nun der Sultan Eminch Hanum, die arme Zimmermannstochter, als Gattin öffentlich an.

Die citirten Stellen mögen auch als Beispiele für die änmuthige Zartheit dienen, welche diesen türkischen Geschichten vielfach innewohnt. In seiner Poesie ist der Türke ein weicher liebenswürdiger Mensch, und mit den Frauen treibt er einen wahren Cultus, wie wenig gesichert ihre Stellung rechtlich auch sei. Der Türke kann sich von seiner Frau durch eine nicht sehr umständliche Scheidungsformalität trennen, aber er kann sich auch ein zweitesmal mit ihr vermählen, ja auch ein drittesmal, nur ist da schon nöthig, daß sie inzwischen einem andern Manne angetraut und von diesem rechtlich und rituell geschieden sei. Diese Umstände haben zu allerlei Mißbräuchen geführt. Eine Classe von sehr

verachteten Männern findet ihren Beruf darin, daß sie gegen Geldentlohnung die Rolle jenes zweiten Mannes für vier- undzwanzig Stunden übernehmen, die geschiedene Frau zum Scheine heiraten, um sie am nächsten Tage zu verstoßen. Eine der schönsten Geschichten des Buches: „Der Hüledsch“, hat diese Zustände zum humoristischen Thema. Wie, wenn der „Hüledsch“ — so heißen nämlich jene verachteten Männer — der Frau, die er nur zum Scheine heiratet, in Wahrheit mehr als ihr Gatte gefällt und sie von ihm nicht lassen will? Um das fromme Gewissen seiner Zuhörer nicht allzu sehr zu beunruhigen, malt der Erzähler hier den Gatten so schwarz als möglich und läßt den glücklicheren Stellvertreter so viel leiden und Gutes thun, daß er ganz gewiß des rechten Glückes würdig erscheint. Aber interessant ist es, zu sehen, wie sich der türkische Poet mit den engen starren und veralteten Vorschriften des Koran herumschlägt. Zunächst freilich nur sehr vorsichtig; aber der Zweifel an dem heiligen Text sitzt nun doch einmal fest im Publicum und wird auch weiter sein befreiendes Werk vollziehen.

Diese Geschichte ist übrigens auch von einem anderen Gesichtspunkte interessant; sie gehört zu jenem Genre von Erziehungsgeschichten, das der Türke besonders gern cultivirt. Der junge Mann, der hier in die Lage kommt, das verachtete Amt eines Hüledsch übernehmen zu müssen, ist aus guter Familie, aber durch seinen Leichtsinns und in schlechter Gesellschaft kam er so weit herab, daß er nur das nackte Leben retten konnte. Vom selben Charakter ist der Held einer anderen, noch viel schöneren Geschichte, „Gülmes Westir“, das heißt der niemals lächelnde Westir: auch er ein ungehorsamer Sohn, ein schlechtes „Früchtel“, wie wir in Wien sagen würden, den das Schicksal in eine so harte Schule nahm, daß er das Lachen darüber verlernte. Offenbar ist dem ernstesten und frommen Türken nichts verächtlicher als der Leichtsinns und der blinde Rausch der Lebenslust. Sein Lebensideal ist die stille Contemplation, das anspruchslöse Ueben guter Werke und Befolgen der Gebote des Koran. Er ist und bleibt ein Quietist und darum zu weich, um dem Ansturm der schöpferischen Cultur des Abendlandes dauernd Widerstand leisten zu können. *Moriz Recler.*